

Hans-Joachim Busch

Politische Identität und postnationale Konstellation¹

Wenn wir uns nach dem Beitrag politischer Psychologie zu den Erfordernissen demokratischer Politik im „Zeitalter der Globalisierung“ fragen, so stellen wir – jedenfalls was den deutschsprachigen Raum betrifft – fest, daß dieses Thema bislang noch nicht auf ihrer Tagesordnung zu finden ist. Informieren wir uns bei dem (wiederum auf das genannte Verbreitungsgebiet bezogen) produktivsten Kopf dieser, paradox formuliert, interdisziplinären Teildisziplin in den letzten Jahrzehnten, dem geistigen Vater einer kritischen politischen Psychologie und Gründer dieses Arbeitskreises, Klaus Horn, so werden wir in seinem vor über 30 Jahren erschienenen programmatischen Aufsatz „Politische Psychologie. Erkenntnisinteresse, Themen, Materialien“ (1969) mit 7 zentralen Themen dieser Wissenschaftsrichtung vertraut gemacht. Es kündigt durchaus von Ein- und Weitsicht des Autors, daß er seine Abhandlung ausdrücklich mit dem 7. Themenbereich, „Psychologische Fragen internationaler Beziehungen“, krönt, in dem alle vorher erörterten Probleme, etwa „Identitätsverlust und Angst“, „Massenpsychologie und soziale Bewegungen“ seiner Auffassung nach letztlich kulminieren. Denn der Krieg zwischen Nationen sei die schlimmste Gefahr für den Fortbestand der zivilisierten (und weniger zivilisierten) Welt, die durch Identitätsdefizite, massenpsychologische Verführungsstrategien, Vorurteile gegenüber Fremden heraufbeschworen werde. Nun gilt dies heute leider uneingeschränkt fort; doch während sich bei Horn das Problem in der Psychologie internationaler Beziehungen noch verengt auf die Frage des Krieges, kann man heute an seinen zusätzlich und vordringlich ins Blickfeld gewachsenen Dimensionen (eben „Globalisierung“) nicht mehr vorbeisehen.

Die Fragestellung lautet also: 1. Wie hat sich Politik unter den Bedingungen der Globalisierung verändert, und welche Anforderungen stellen sich nun für ein

¹ Wenn von politischer Identität die Rede ist, so ist der gesamte Bereich von Fragen persönlicher und kollektiver politischer Identität und deren gegenseitigen Verhältnisses anvisiert, wobei jedoch in meinem Text der individuellen Seite das besondere Augenmerk gelten soll.

demokratisches Bewußtsein? und 2. Welche Einsichten können seitens einer Kritischen Politischen Psychologie dazu beigesteuert werden?

Zur Frage 1: Ich möchte dieses Gebiet unter dem Aspekt anschneiden, welche Probleme sich speziell für politische Psychologie aufwerfen. Das heißt ich möchte nicht in erster Linie die ökonomische oder die ökologische oder massenmediale Seite erörtern, sondern die Frage der Zukunft von Demokratie und demokratischem Bewußtsein unter den Bedingungen der Globalisierung ins Zentrum rücken. Damit ist die Perspektive schon auf eine überschaubarere Anzahl von Autoren und Ansätzen zusammengeschrumpft. Die Palette reicht vom mit bekannter Emphase vorgetragenen Manifest Ulrich Becks „Weltbürger aller Länder vereinigt euch“ – zur Gründung einer „Weltbürgerpartei“ – über die bedächtigen staatsphilosophischen Erörterungen Otfried Höffes zu den im globalen Zeitalter erforderlichen Weltbürgertugenden, den sehr lebendig den Alltag spätmoderner Individuen und ihre „Lebenspolitik“ mit der Realität umfassender Globalisierung konfrontierenden Ansatz A. Giddens' bis hin zur Skizze kosmopolitisch-demokratischen Bürgertums im Rahmen der wo nicht schon gegebenen, so doch auf uns zukommenden „postnationalen Konstellation“ von Jürgen Habermas.

Insgesamt scheint mir der Habermassche Ansatz die Diskussion bereits am meisten in die von mir angestrebte Richtung zu lenken. In seiner 1998 publizierten Arbeit „Postnationale Konstellation und die Zukunft der Demokratie“ wird (wie sonst vielleicht nur noch von Höffe) die postnationale Konstellation besonders stark im Hinblick auf die Folgen und Notwendigkeiten eines demokratischen Bewußtseins und der Identität der Bürger erörtert. Damit trifft sie nicht nur das Interesse politischer Psychologie in besonderem Maße, sie leistet für ein solches Erkenntnisinteresse, wie wir das ja bei Habermas kennen, wichtige Vorarbeit. Deshalb lag die Entscheidung nahe, meinen Gedankengang vornehmlich entlang dieser Argumentation zu entwickeln, die erwähnten anderen Anregungen bei Bedarf zur Erweiterung aufzugreifen. Habermas zählt zu den Anhängern der nicht unumstrittenen Auffassung, die zunächst ökonomisch vorangetriebene und sich vollziehende Globalisierung schaffe die Grundlagen für eine Weltgesellschaft; der Nationalstaat überlebe sich politisch angesichts der grenzüberschreitend sich entwickelnden ökonomischen und sozialen Beziehungen sowie ökologischen Problemen; hier

entstehe zunehmend transnationaler Regelungsbedarf, weil die genannten Abläufe sich dem Zugriff einzelner Nationalstaaten entzögen; „den globalisierten Märkten“ müßten „politische Regelungskompetenzen“ „nachwachsen“ (90), die Perspektive auf internationale Beziehungen sei durch die einer „Weltinnenpolitik“ zu ersetzen (88). All dies, so betont er, sei aber nicht regierungsseits zu vollziehen oder zu verordnen, sondern könne nur herbeigeführt werden durch einen in der Gesellschaft selbst umsichgreifenden Bewußtseinswandel. Nur unter dem „Druck einer innenpolitisch wirksamen Veränderung der Bewußtseinslage der Bürger wird sich auch das Selbstverständnis global handlungsfähiger Akteure dahingehend ändern können, daß sie sich zunehmend im Rahmen einer internationalen Gemeinschaft als Mitglieder verstehen, die alternativenlos zur Kooperation und damit zur gegenseitigen Interessenberücksichtigung genötigt sind“ (88).

Welche Eigenschaften muß der Weltbürger nach Habermas aufweisen? Er müßte zunächst über eine staatsbürgerliche Solidarität verfügen, die von verfassungspatriotischer Gesinnung dem eigenen demokratischen Nationalstaat gegenüber getragen ist. Er müßte resistent sein gegenüber dem Abgleiten in politische Apathie und bloßen Protest, sich mithin substantiell politisch beteiligen, sich also gegen die Zeitströmung leerformelhafter und symbolischer Politik von oben stemmen und sich von dem Gestrüpp unübersichtlich miteinander verflochtener globaler Bedingungen, lokaler, regionaler Wirkungen und umgekehrt (sei es auf der Ebene von Gesellschaft, Kultur, Ökonomie, Ökologie, Technik, Medien usw.) nicht entmutigen lassen. Diese Voraussetzungen müßten erfüllt werden, damit eine kosmopolitische bzw. weltinnenpolitische Bürgerhaltung möglich würde. Dazu müßte sozusagen eine Transformation der verfassungspatriotischen Einstellung von der nationalen auf die transnationale/postnationale Ebene vollzogen werden; mit anderen Worten: es müßte zu einer kollektiven Identität jenseits des Nationalen, zu einer ‚weltbürgerlichen Solidarität‘ kommen. Hierzu ist eine Eigentümlichkeit einer möglichen Weltorganisation ins Auge zu fassen: vollständige Inklusion. Politische Gemeinwesen grenzen sich gewöhnlich ab gegenüber Nichtmitgliedern; darin wurzelt ihre kollektive Identität und findet in einem ‚ethisch-politischen Selbstverständnis‘ ihrer Bürger Ausdruck. Dieses an ein bestimmtes demokratisches Gemeinwesen gebundene Bewußtsein „fehlt der inklusiven Gemeinschaft der Weltbürger“ (162). Infolge dieser vollständigen Inklusion ist eine weltweite kollektive Identität nicht

entsprechend möglich. Sie hätte einen anderen, möglicherweise eingeschränkten Charakter, könnte „ihren normativen Zusammenhalt nicht aus einem ethisch-politischen, also von *anderen* Traditionen und Wertorientierungen abgehobenen Selbstverständnis schöpfen, sondern einzig aus einem rechtlich-moralischen Selbstverständnis gewinnen“ (ebd.). „Der politischen Kultur der Weltgesellschaft fehlt die gemeinsame ethisch-politische Dimension, die für eine entsprechende globale Vergemeinschaftung und Identitätsbildung nötig wäre.“ (163) „Die weltbürgerliche Solidarität“ kann sich allein „auf den in den Menschenrechten ausgedrückten moralischen Universalismus (...) stützen“ (ebd.). Wenn also eine Weltinnenpolitik zustande kommen soll, so kann sie gleichwohl nicht das Werk einer Weltregierung sein. (165) Sie könnte lediglich auf „institutionelle Verfahren der transnationalen Willensbildung“ zurückgreifen (167). Von den nationalen Regierungen allein ist aber ein solcher Bewußtseinswandel nicht zu erwarten, es sei denn die Bevölkerung würde ihn ausdrücklich „prämiieren“. (167) Die „entscheidende Frage“ sei also umgekehrt, „ob sich in den Zivilgesellschaften und in den politischen Öffentlichkeiten der großräumig zusammenwachsenden Regime, ob sich hier in Europa und in der Bundesrepublik ein weltbürgerliches Bewußtsein – gewissermaßen ein Bewußtsein kosmopolitischer Zwangssolidarisierung ausbilden wird“ (168).

Bei der Beantwortung dieser Frage gibt sich Habermas jedoch zugeknöpft. Der identitätstheoretische Aussagewert seines Textes ist überhaupt dünn, was die persönliche Identität der erforderlichen Weltbürger angeht; dazu, wie sich deren Verhältnis zur kollektiven Identität einer zwangssolidarischen Weltgemeinschaft denken läßt, war der Autor in einer fast ein Vierteljahrhundert zurückliegenden Arbeit noch wesentlich auskunftsfreudiger. Viele der jetzt aktuell gewordenen Probleme der Globalisierung finden sich im übrigen dort schon angeschnitten, weshalb sich ein Blick auf diese Schrift, Habermas' Rede zur Verleihung des Hegel-Preises „Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?“ (1974), gewiß lohnt. Habermas beschäftigte sich in seiner damaligen Schaffensperiode noch intensiv mit sozialisationstheoretischen Problemen und entwickelte ein differenziertes Identitätskonzept. Dessen höchste Stufe bildet die erwachsene „Ich-Identität“, die sich im Umgang mit Normen und Werten auf postkonventionellem Niveau bewegt, das heißt diese zu kritisieren und reflexiv neu zu kreieren vermag. (a.a.O., S. 29/30) Habermas spricht auch von universalistischen Ich-Strukturen (32), von

Orientierungen des Ich an einer universalistischen Moral (31). Schon damals erkannte er das Problem, daß es keine „Gruppe im Weltmaßstab“ (32) gäbe, der ein entsprechender Begriff kollektiver Identität zugeordnet werden könne, und daher möglicherweise die Zementierung der „Spaltung zwischen einer in universalistischen Strukturen gebildeten Ich-Identität und der am Volk oder Staat haftenden kollektiven Identität unausweichlich“ sei (41). Er gelangt somit zu der Frage, wer, „wenn nicht die Menschheit im Ganzen oder eine Weltgesellschaft (...) den Platz einer übergreifenden kollektiven Identität einnehmen“ könne, „an der sich postkonventionelle Ich-Identitäten bilden“ (33). Anders als in der späteren Arbeit wagt es Habermas, „eine neue Identität, die in komplexen Gesellschaften *möglich* und die mit universalistischen Ich-Strukturen *verträglich* ist“ (65, vgl. ff.), zu skizzieren. Hoffentlich ohne zu ausführlich zu werden, will ich seinen Gedankengang doch wenigstens auszugsweise vorstellen. Eine solche weltübergreifende, nicht an territoriale Grenzen gebundene kollektive Identität „ist heute“, so Habermas, „nur noch in reflexiver Gestalt denkbar, nämlich so, daß sie *im Bewußtsein allgemeiner und gleicher Chancen der Teilnahme an solchen Kommunikationsprozessen begründet ist, in denen Identitätsbildung als kontinuierlicher Lernprozeß stattfindet*“ (a.a.O., S. 66). „Die neue Identität einer erst im Entstehen begriffenen Weltgesellschaft kann sich nicht in Weltbildern artikulieren; sie muß zwar, wenn sie die strukturanaloge Ergänzung zu postkonventionellen Ich-Identitäten darstellen soll, die Geltung einer universalistischen Moral unterstellen. Aber diese läßt sich auf Grundnormen der vernünftigen Rede zurückführen; das kommt ohnehin einer kollektiven Identität entgegen, die, wie gesagt, im Bewußtsein der allgemeinen und gleichen Chancen der Teilnahme an wert- und normbildenden Lernprozessen begründet ist. Eine solche Identität braucht keine fixen Inhalte mehr, um stabil zu sein; aber sie braucht jeweils Inhalte.“ (a.a.O., S. 68/69) In ihr „beteiligen sich die Individuen selbst an dem Bildungs- und Willensbildungsprozeß einer gemeinsam erst zu entwerfenden Identität. Die Vernünftigkeit der Identitätsinhalte bemißt sich dann allein an der Struktur dieses Erzeugungsprozesses, das heißt an den formalen Bedingungen des Zustandekommens und der Überprüfung einer flexiblen Identität, in der sich alle Gesellschaftsmitglieder wiedererkennen und reziprok anerkennen, das heißt *achten* können“ (a.a.O., S. 52).

Während Habermas mit seiner Arbeit viel zur Klärung darüber beiträgt, welche Bedingungen erfüllt sein müssen und welche Probleme sich stellen, soll sich ein weltbürgerliches Bewußtsein ausbilden, und Weltinnenpolitik von der Ausprägung eines solchen Bewußtseins abhängig macht, halten Beck und Giddens einen solchen Bewußtseinswandel in der „zweiten“ oder „reflexiven Moderne“ für unausweichlich und sehen ihn ansatzweise als schon vollzogen an. In dem Maße, in dem die Globalisierung voranschreitet, ergreift sie – so verstehe ich diese Autoren – auch die sozialen Bezüge und individuellen Biographien – wir alle werden im Grunde zu „global players“ (Beck 1998, S. 48). Es sei daher nur folgerichtig, so plädiert Beck (ebd., 1999), die Bürger aufzufordern, sich dieses Zustands innezuwerden und eine dementsprechende weltbürgerliche Gesinnung an den Tag zu legen und zur Gründung transnational agierender Weltbürger-Parteien zu schreiten. Exemplare dieser noch seltenen Species fänden sich, seiner Einschätzung zufolge, zuerst unter den Bewohnern der „global cities“ sowie – naheliegenderweise – den Angehörigen transnationaler Organisationen und Bewegungen (ders. 1998, S. 65). Giddens fängt die Verschränkung von Individuum und Weltgesellschaft in seinem Konzept der „Lebenspolitik“ ein. Damit wird die veränderte Praxis des individualisierten einzelnen auf den Begriff gebracht, mittels derer Interessen und Bedürfnisse immer auch unter Reflexion des globalen Kontextes verfolgt werden. In all den Risiken, Ungewißheiten der enttraditionalisierten Spätmoderne, insbesondere auch unter den Bedingungen der Globalisierung, ist auch das Selbst zu einem reflexiven Projekt geworden. Das heißt es sieht sich mit der Tatsache konfrontiert, daß all sein Handeln, sein gesamter Lebensentwurf aufs engste verknüpft ist mit den globalen Bedingungen der Wirtschaft, der Ökologie, des Militärs und des Systems der Nationalstaaten, gleichermaßen von ihnen abhängig wie für deren Schicksal mitverantwortlich ist. Die sich bewußt unter diese Vorzeichen stellende Praxis des Selbst bezeichnet Giddens als „Lebenspolitik“. Die besondere Qualität von Lebenspolitik besteht darin, daß sie aus der Interessenlage des eigenen Alltagslebens heraus die Dimension moralischer bzw. existenzieller Fragen an eine eindimensional-ungesteuerte Dynamik moderner Gesellschaften wieder in die öffentliche Debatte einführt. Lebenspolitik widmet sich der Antwort auf die Frage: „Wie sollen wir leben?“ auf die Frage nach dem Lebensstil. Sie wählt Optionen aus, statt sich der Dynamik moderner Institutionen blind zu unterwerfen.² Mittels ihrer realisiert das Selbst Möglichkeiten, die vom

² Somit sorgt, wenn ich Giddens richtig verstehe, Globalisierung recht betrachtet gerade nicht für eine

herrschenden System der Gesellschaft unterdrückt gehalten werden sollen und die Zielrichtung und Funktionsweise dieser Institutionen in Zweifel ziehen. Die Selbstthematisierung des lebenspolitisch agierenden Einzelnen greift die Frage der eigenen Biographie und des eigenen Körpers im Zusammenhang der Globalisierung auf und richtet sich kritisch auf die Frage der eigenen Betroffenheit von der und Verstrickung in die Reflexivität und riskante Dynamik moderner Institutionen.³ Eines der von Giddens in diesem Zusammenhang hervorgehobenen vier Hauptprobleme, in die uns die eindimensionale Fortschrittsdynamik der spätmodernen Gesellschaft treibt, ist das Entstehen eines demokratischer Einwirkung und Kontrolle entzogenen Machtvakuum in eben jener von Habermas angesprochenen „postnationalen Konstellation“. Auch hier stellt sich einer allseitig aufgeschlossenen Lebenspolitik die Aufgabe, nicht nur für durchgreifende innerstaatliche Demokratisierung zu sorgen, sondern auf die Errichtung einer demokratischen Weltordnung mittels der Durchsetzung neuer „Formen egalitärer, globaler Zusammenarbeit“ (Giddens 1992, S. 50) hinzuarbeiten.

Betrachten wir all diese klugen und problembewußten Stellungnahmen zu den heute vor sich gehenden Entgrenzungsprozessen des nationalstaatlichen politischen Raums, so finden wir gewiß die Bedeutung des einzelnen Bürgers ausreichend gewürdigt: Ohne die politische Teilnahme der einzelnen, darin sind sich die Autoren einig, ist die Durchsetzung einer demokratischen Weltinnenpolitik, die diesen Namen verdient, nicht zu schaffen. Dennoch bleiben – auch wenn, wie wir gesehen haben, die psychische, ja sogar die körperliche Dimension als miteingeschlossen betrachtet wird - die Motive und die dafür nötigen psychischen Potentiale, die die weltbürgerliche Gesinnung hervorbringen, noch weitgehend im Dunkeln. Dieser Mangel ist um so gravierender, als in der Realität unserer Tage Globalisierung auch

Vereinheitlichung und Einförmigkeit der Lebensentwürfe, sondern vielmehr für einen weltweit geführten Diskurs, der zur Kreation neuer je- individueller biographischer Lösungen gerade anregt. (Vgl. auch Beck, a.a.O., S. 52) Globalisierung ist nämlich, darauf macht Beck (a.a.O., S. 53) aufmerksam, immer konkret bzw. ortsgebunden. Mit Robertson sei daher präziser von „Glokalisierung“ zu sprechen. Es käme genaugenommen zu einem „Universalismus der Differenz“: „Die Welt wird im Zuge kultureller Globalisierung sich zum einen immer ähnlicher, zum anderen immer unterschiedlicher“ (a.a.O., S. 59)

³ Life politics „is a politics of self-actualisation in a reflexively ordered environment, where that reflexivity links self and body to systems of global scope. In this arena of activity, power is generative rather than hierarchical. Life politics is lifestyle politics in the serious and rich sense discussed in previous chapters. To give a formal definition: life politics concerns political issues which flow from processes of self-actualisation in post-traditional contexts, where globalising influences intrude deeply into the reflexive project of the self, and conversely where processes of self-realisation influence global strategies.“ (Giddens 1991, S. 214)

Reaktionen und Bewegungen hervorruft, die dem bisher gezeichneten Bild des demokratischen Weltbürgertum aufgeschlossenen spätmodernen Individuums geradezu konträr sind. In einem Großteil der Welt, so in Ländern wie Mexiko und Brasilien, gibt R. Rorty (2000) zu bedenken, sei es bei einer Mehrheit der Bevölkerung noch nicht einmal zu einem Nationalbewußtsein gekommen, weshalb die begrüßenswerte Habermassche Höhenwanderung skeptisch zu beurteilen sei. Andere Stimmen sind noch kritischer. Sie reagieren auf das Wiederaufleben ethno-nationalistischer Bewegungen und Konflikte gerade im doch so globalisierungsschwangeren letzten Jahrzehnt des vorübergegangenen 20. Jahrhunderts. Schon vor Jahren verzeichnete etwa der südamerikanische Schriftsteller Carlos Fuentes eine paradoxe „Koexistenz von globaler ökonomischer Integration“ und extremer politischer „Balkanisierung“. Er stellt das Aufbrechen von neuen Nationalismen in den Zusammenhang einer Gegenbewegung zu einem immer beklemmender werdenden Unbehagen in der ökonomisch, technisch-industriell bestimmten Globalzivilisation.⁴ Die vielen ethnischen Nationalismen „bergen“ nach seiner Auffassung „eine tiefe Wahrheit in sich“: „Die Verbundenheit zur kulturellen Identität gegen die Geschwindigkeit weltweiter Integration, die uns ohne Gesicht zurücklassen könnte mit einer einzigen lächelnden Maske: der glückliche Roboter. Das lokale Dorf steht gegen das Weltdorf“. Aber auch die entwickelten demokratischen Verfassungsstaaten werden durch die Globalisierung einer hohen Belastungsprobe ausgesetzt; ihre Stärke auszuspielen: Schwächen sozialer Integration auszugleichen durch das Angebot substantieller politischer Partizipation (1998, 117), andererseits unverbrüchlich auf ein intaktes Sozialstaatsmodell sich stützen zu können (a.a.O., 118), wird ihnen erheblich erschwert. Wettbewerbsfähigkeit, Wohlstand, sozialen Zusammenhalt und politische Freiheit zugleich zu sichern, werde immer problematischer, gleiche gar, wie Dahrendorf desillusionierend feststellt, der „Quadratur des Kreises“. Bloß symbolische Politik auf der einen, politische Apathie auf der anderen Seite künden von diesen Widrigkeiten der postnationalen Konstellation.

⁴ Ähnlich kommentiert auch U. Glauber (Frankfurter Rundschau vom 17.5.99) die Wirkung der Globalisierung in den Staaten des ehemaligen ‚sozialistischen Lagers‘: „Zunehmend wächst eine Generation in die Verantwortung, die die Ära der kommunistischen Repression höchstens noch als Kind erlebt hat. Ohne jede Nostalgie suchen gerade diese jüngeren Leute nach Alternativen zu einer Globalisierung, die als seelenlose Gleichmacherei und Entfremdung von den eigenen Traditionen verstanden wird. Gerade erst zu nationaler Eigenständigkeit gelangt, erfahren die Bürger der kleinen Staaten in Mitteleuropa die Internationalisierung der Politik auf dem Kontinent um so sensibler als Fremdbestimmung.“

Angesichts dieser (hier nur angedeuteten), ‚antidemokratischen Globalisierungseffekte‘ wie der zuvor aufgewiesenen konzeptuellen Lücken bleibt für politische Psychologie noch genügend zu tun; an ihr ist es, die erforderlichen innerindividuellen Bedingungen zu beleuchten. Wie kommt die lebenspolitische Einstellung zustande? Und wie gelangt das einzelne Bewußtsein zur gehobenen Haltung eines Verfassungspatriotismus, gar zu der erhabenen Größe eines moralisch geläuterten Selbstverständnisses kosmopolitischer Solidarität? Und wie übersteht es die Enttäuschungen, die der Globalisierungsprozeß mit sich bringt, ohne in Neo-Nationalismus und Apathie abzugleiten? Dies sind meines Erachtens die in der vorangegangenen Erörterung offengebliebenen Fragen, auf die es eine Antwort zu finden gilt. Eine solche Antwort werde ich hier nicht umfassend und schlüssig geben können; aber ich möchte einige theoretische Argumente aus der Sicht einer psychoanalytischen politischen Psychologie vorlegen. Sie betreffen der Reihe nach (1) triebstrukturell-libidinöse, (2) persönlichkeitsstrukturelle und massenpsychologische und (3) sozialisatorische Aspekte.

(1) Habermas selbst (a.a.O., S. 88/89) erwähnt als ein „ermutigendes Beispiel“ für den aufs Weltganze gerichteten Bewußtseinswandel den Pazifismus. Dieser habe immerhin Konventionen (UN-Menschenrechtserklärung, Ächtung von Angriffskriegen...) von, wenn auch schwacher, normativer Bindekraft hervorgebracht. Etwa 65 Jahre zuvor hatte bereits Sigmund Freud in seinem Briefwechsel mit Einstein zum Thema „Warum Krieg?“ den Pazifismus als hoffnungsvolles Indiz für die allem Anschein zum Trotz noch bestehende zunehmende Zivilisierungsfähigkeit der Menschheit begrüßt. Für diese neue Mentalität, die zwar nur auf einen kleinen Kreis von Personen (zu denen er Einstein und sich zählt) beschränkt sei, bietet Freud auch eine Erklärung an, die für uns aufschlußreich ist. „Ich glaube“, so schreibt er an Einstein, „der Hauptgrund weshalb wir uns gegen den Krieg empören, ist, daß wir nicht anders können. Wir sind Pazifisten, weil wir es aus organischen Gründen sein müssen. Wir haben es dann leicht, unsere Einstellung durch Argumente zu rechtfertigen.“ (a.a.O., S. 285) Interessant ist an dieser Überlegung, daß Freud nicht in erster Linie Argumente, sondern organische Gründe für eine wirksame Antikriegshaltung

verantwortlich macht.⁵ Erst wenn diese gegeben sind, haben es die entsprechenden Argumente leicht, akzeptiert zu werden.⁶ Diese organischen Gründe, so führt Freud weiter aus, hätten nicht von vornherein vorgelegen; sie seien vielmehr das Ergebnis körperlicher Veränderungen, eines organischen Prozesses, der die Kulturgeschichte begleitet habe. (Freud, a.a.O., S. 285)⁷ Freuds Argument ist also so zu verstehen, daß die kulturelle Entwicklung zu einer hinreichend stabilen Stillstellung kriegerischer Aggression im leib-seelischen Haushalt einer pazifistischen Avantgarde geführt habe. Noch einmal in seinen eigenen Worten: „Den psychischen Einstellungen, die uns der Kulturprozeß aufnötigt, widerspricht nun der Krieg in der grellsten Weise, darum müssen wir uns gegen ihn empören, wir vertragen ihn einfach nicht mehr, es ist nicht bloß eine intellektuelle und affektive Ablehnung, es ist bei uns Pazifisten eine konstitutionelle Intoleranz, eine Idiosynkrasie gleichsam in äußerster Vergrößerung. Und zwar scheint es, daß die ästhetischen Erniedrigungen des Krieges nicht viel weniger Anteil an unserer Auflehnung haben als seine Grausamkeiten.“ (a.a.O., S. 286) Freud hat also hier nichts weniger im Auge als eine kulturelle Entwicklungslogik. Er ist nicht der Auffassung, daß kultureller Fortschritt zwangsläufig vor Kriegsgefahren schützt, das Entstehen militärischer Vernichtungspotentiale im Zuge der Hochzivilisation zu bestreiten, liegt ihm bekanntlich fern. Er macht lediglich auf den Widerspruch aufmerksam, in den der Weg kriegerischer Aggression zu den im Kulturprozeß auch herangebildeten psychischen Einstellungen (Erstarkung des Intellekts und Verinnerlichung von Aggressionsneigung) zunehmend gerät. Damit zeichnet Freud kein unzutreffend optimistisches Bild der psychischen Wandlungen der Moderne, wie ihm vorgehalten wird (Richter 1993, S. 24); erklärungsbedürftig ist ihm allerdings das unübersehbare Zustandekommen einer nicht unbeträchtlichen Zahl konsequent pazifistisch gestimmter Menschen inmitten des unheilträchtigen Zivilisationsprozesses. Auch wenn sie weit davon entfernt ist, sich mehrheitlich durchgesetzt zu haben, scheint eine solche im Sinne einer Aneignung von Geschichte zu begreifende Haltung, der der Krieg und alles, was damit zu tun hat,

⁵ Auch wenn Freud es versäumt, den einigermaßen dunklen Verweis auf organische Gründe zu erläutern, kann man davon ausgehen, daß es sich um mehr als bloß um Blutwerte, Herzfehler, schmerzende Mägen o.ä. handelt. Ganz offenbar ist es ihm um somato-psychische Phänomene zu tun.

⁶ Freuds Überlegung läßt sich als Hinweis lesen, wie die diskursive Schlagseite der Theorie kommunikativen Handelns zu beheben wäre. (s. dazu u.a. Heim 1993a, Busch 1985)

⁷ Diese Auffassung deutet sich schon in einer früheren Arbeit (Freud 1915, S. 44) an in der Aussicht, bei jeder neuen Generation, eine weitergehende Triebumbildung als Trägerin einer besseren Kultur anzubahnen.

zutiefst zuwider ist, immerhin mittlerweile weiter verbreitet zu sein. Ich denke, die Einschätzung ist richtig, daß Freuds Denkmotiv in der – gewiß ungleich radikaleren – Auffassung Marcuses wiederkehrt, die Weigerung, sich den Prinzipien der herrschenden kapitalistischen Gesellschaftsform weiterhin zu unterwerfen, und die Bereitschaft, ein neues Realitätsprinzip zu etablieren, erwachse aus einer organisch, nämlich: triebpsychologisch begründeten libidinösen Moral. (vgl. ders. 1969, S. 24-26) Diese Moral basiere auf einer tiefgreifenden „Veränderung der heute dominierenden psychosomatischen Struktur, die das Einverständnis mit der Destruktion, die Gewohnheit an das entfremdete Leben (...) trägt“ (ders. 1979, S. 25). Und schließlich paraphrasiert Marcuse geradezu Freuds Hinweis mit der Formulierung, der erhoffte gesellschaftsweite Protest sei „motiviert von einer tiefen, körperlichen und geistigen Unfähigkeit mitzumachen“ (ebd.). Mithin kann das Theorem der „konstitutionellen Intoleranz“ gegenüber kriegerischer Aggression, das Freud (a.a.O., S. 286) aus den beschriebenen organischen Entwicklungsvorgängen resultieren sieht, als ein erster Schritt in die von Marcuse eingeschlagene Richtung verstanden und als Bestandteil des Konzepts einer „libidinösen Moral“ angesehen werden. Libidinöse Moral ist mithin nicht gedacht im Sinne einer primitiven, triebhaften Moral, sondern verkörpert ein heute von nur wenigen erreichtes Niveau gelungener Sublimierung. Insofern wäre zu überlegen, ob sie nicht vielleicht das geeignete Pendant zum gleichfalls von den meisten Individuen spätmoderner Gesellschaften bisher nicht erlangten Grad postkonventionellen moralischen Bewußtseins abgäbe. Dann fiel auch auf jene Seite des moralisch guten Ich Licht, die nicht lediglich Triebkontrolle praktiziert, sondern darüber hinaus ihre psychischen Energien in Begeisterung für solch hochwertige moralische Orientierungen produktiv umzusetzen versteht. Gedacht werden kann, was in Habermas' Kriterienkatalog von Interaktionskompetenz ausgeblendet bleibt: inwieweit Moral selbst Bedürfnis sein bzw. es ein Bedürfnis nach Moral geben kann. Genau das zielen nämlich Freuds Begriff der „konstitutionellen Intoleranz“ wie Marcuses Theorem von der „libidinösen Moral“ an.

Auch der inhaltliche Leitbegriff für das Bewußtsein eines aufgeklärt-demokratischen Staatsbürgers, nämlich „Verfassungspatriotismus“, von Habermas (1987) ursprünglich im Rahmen des „Historiker-Streits“ vergangenheitspolitisch gerichtet, hier aber darüberhinaus offensichtlich als eine notwendige Vorstufe zum

kosmopolitischen Bewußtsein angesehen, läßt sich meines Erachtens durch diese konzeptuelle Erweiterung plausibler machen. Daß diese Bürgerhaltung auf dem Niveau postkonventioneller Moral anzusiedeln ist, ist klar; der Vernünftigkeit, ja der zwingenden Logik dieses Begriffs kann man sich nicht verschließen. Trotzdem bleibt eine Unzufriedenheit angesichts der Dürre der Habermasschen Gedankenkonstruktion. Auch wenn hier nicht einem blanken „Hurra-Patriotismus“ das Wort geredet werden soll – aber ein gewisses „Hurra“, eine gewisse Emotion, etwas Feierliches, schwingt doch, ist vom Patriotismus die Rede, immer mit. Der eigentliche Schöpfer der Vokabel „Verfassungspatriotismus“, Dolf Sternberger, hat dies meines Erachtens stärker berücksichtigt. Zwar rückt er seine Vorstellung von Verfassungspatriotismus entschieden ab vom damit ursprünglich implizierten Gefühl, sich dem eigenen Staat freudig in der Schlacht zu opfern, doch hält er es für erforderlich, einer rein rationalen Bestimmung auch ein „Element natürlicher Heimatlichkeit“ zur Seite zu stellen. (1982, S. 23; vgl. auch Schmid 1993) Auch in diesem Fall zeigt sich, so meine ich, welche Vorteile das Konzept einer erweiterten, und zwar libidinösen, postkonventionellen Moral hat. Es läßt nämlich einen Begriff davon zu, wie Moral, wie eine Verfassung, ein in gegenseitiger Achtung, Freiheit und konsensorientierter (wenngleich nicht unstreitbarer) Willensbildung betriebenes politisches Gemeinwesen „besetzt“ werden, bzw. ohne psychische „Besetzungen“ gar nicht praktiziert werden können.

(2) Wie sähe die persönlichkeitsstrukturelle Seite dieser kosmopolitischen libidinösen postkonventionellen Moral aus? Auch hierzu beschränke ich mich auf ein paar Hinweise, die der entsprechenden psychoanalytisch-sozialpsychologischen Literatur zu entnehmen sind und die ich an anderer Stelle (Busch 2001, Kap. IV) bereits ausgeführt habe. Sie gestatten die Annahme, daß ein Subjekt auf diesem moralischen Niveau in einem konstruktiven Sinn empfänglich wäre für die Signale, die die Angst vor den Risiken der Moderne aussendet. Dabei ist selbstredend nicht an eine angstneurotische Fixierung des spätmodernen Subjekts gedacht. Es geht vielmehr um den offenen Umgang mit solcher Angst: sich kritisch, nicht zwanghaft, mit den ihr zugrundeliegenden Quellen auseinanderzusetzen, mithin ein hohes Maß an „Angsttoleranz“ (Horn 1981, S. 196) aufzubringen.⁸ Es ist dies keine Angst, die

⁸ Insofern steht diese Argumentation voll hinter dem von St. Breuer (1992, S. 102) befürworteten, gegen Luhmann gerichteten, Plädoyer für Angstkommunikation.

sich vor Autoritäten duckt, sondern eine, die sich selbstbewußt ernsthaft um die Bedingungen eines sicheren, friedlichen und zufriedenen Lebens sorgt. Im Zeichen der Globalität der heute gegebenen sozialen, ökonomischen, ökologischen und militärischen Risiken nimmt diese Angst den Charakter einer „Weltangst“ (Richter 1992, S. 305) an. Und immerhin ist es heute schon eine beträchtliche Gruppe von Menschen, unter denen Frauen und Kinder gravierend überwiegen, die diese umfassende Angst zu empfinden vermögen. Damit erfüllen sie eine Voraussetzung, die ein ganz entscheidendes Motiv zu lebenspolitischem Engagement ausmacht. Denn einzig die Selbstkonfrontation mit solcher Weltangst markiert den Ansatzpunkt eines Umschwenkens, macht diese Angst überführbar in eine liebende, eine heilvolle, fürsorgende Angst, wie Richter (a.a.O., S. 23 sowie S. 292 ff.), u.a. Anregungen von G. Anders und H. Jonas aufgreifend, argumentiert. Die weltumspannende Dimension der spätmodernen Risiken, ihr zunehmender Charakter eines „One-World-Problem“ (G. Anders), das machen diese Überlegungen deutlich, findet ihren Niederschlag in den Bewußtseinsstrukturen der Subjekte. Die weltweit orientierten Bemühungen um Frieden und Umweltverträglichkeit lassen das Erfordernis eines bereits von E. Simmel (1946, S. 526) ins Spiel gebrachten Welt-Überichts, eines Weltgewissens, das die einzelnen zu entwickeln vermögen, unabweisbar werden. Lebenspolitik ist das Werk von 'Kulturweltbürgern' (vgl. Freud 1915, S. 37); sie bedarf eines ausgeprägten „Gattungsbewußtseins“ (Lifton und Markusen, a.a.O., Kap. 9) der Subjekte.

Voraussetzung für die Ausbildung einer solchen global-problembewußten motivationalen Ausrichtung ist die Fähigkeit zu einem konstruktiven Umgang mit den Bedingungen des Traditionsverlusts, der Vaterlosigkeit, die die spätmoderne Gesellschaft hervorgebracht hat. Die Gesamtheit der Anforderungen auf den Gebieten der Arbeits- und Berufsbiographie, der Geschlechterbeziehungen und Erziehungsstrukturen, von Wirtschaft, Technik und Kulturindustrie, der demokratischen Entscheidungsprozesse, der militärischen und ökologischen Gefahren erzeugt einen proteischen Typus der Handlungsorientierung. Gemeint ist damit ein Subjekt, das sich in der Fülle seiner Bezüge flexibel und beweglich einzurichten weiß (vgl. Lifton 1987, S. 26-28 sowie 1995, S. 19), ein vielheitsfähiges Subjekt (Welsch), welches fortwährend mit dem Umbau, der Auflösung, Erneuerung

und Rekombination der Elemente seines Identitätsentwurfs beschäftigt ist.⁹ Es ist dies ein Subjekt, welches jenseits der Vielfalt seiner Außenbestimmungen bzw. durch diese sowie die damit verbundenen spätmodernen Ungewißheiten und Risiken hindurch in zunehmendem Maß eigenständige Subjekt-Leistungen mobilisieren und sich damit „zu einem Stückchen Selbständigkeit und Originalität erheben“ (Freud 1921, S. 120) kann, und welches demzufolge seine Interessen zu erkennen und als aktives Subjekt¹⁰ zu formulieren und zu vertreten weiß (vgl. hierzu Schüle, 1988, S. 402-408).¹¹ Dieses Subjekt hätte über die Fähigkeit der Infragestellung eigener Projektionen, eine Art dissoziative Kompetenz, zu verfügen, wie sie Lifton und Markusen (a.a.O., S. 243) beschreiben. Dissoziation bleibt dann der Kritik zugänglich und somit korrigierbar, „wenn daneben Teile des Selbst fortwirken, in denen die Symbolisierung und das emotionale Erleben intakt bleiben. Ist die dissoziierende Situation zeitlich begrenzt und behebbar, weicht die Dissoziation rasch wieder dem ganzheitlichen Selbst und hat nur eine begrenzte Schutzfunktion übernommen. Sind aber die äußeren Bedingungen (wie bei den Nazis und den ins System des Nuklearismus Verwickelten) dauerhaft, dann verfestigen sich auch die dissoziativen internen Strukturen des Selbst und stören das stets bedrohte menschliche Streben nach Ganzheit“.¹²

Ein solches, gewissermaßen mit einer neuartigen Ich-Stärke ausgestattetes, angsttolerantes und zugleich gattungsbewußtes Subjekt von Lebenspolitik wäre in der Lage, das Ziel einer postmodernen Neuordnung anzuvisieren, indem es sich in progressiven Massen konstruktiv zusammenschließt und die Chance der vaterlosen Gesellschaft im Sinne substanzieller Demokratisierung selbstbewußt zu nutzen

⁹ vgl. hierzu die Überlegungen zu einer „Bastel-Mentalität“ (Hitzler 1996, S. 32) sowie das Konzept der „Patchwork-Identität“ (Keupp 1989, S. 59 ff.)

¹⁰ Zum Terminus „aktives Subjekt“ vgl. bereits Etzioni (1968)

¹¹ Dieses Subjekt emphatisch als „neuen Menschen“ zu feiern und damit, wie Marcuse, in ein revolutionäres Schema zu pressen, wäre voreilig; Lyotard (1979, S. 29) beharrt demgegenüber mit Recht darauf, die über das Eindimensionale hinausweisende subjektive Kraft sei vieldeutiger, offener, nicht so eindeutig festlegbar.

¹² Zu widersprechen ist folglich der Auffassung, die wachsende Komplexität heutiger Lebensverhältnisse splittere das individuelle Bewußtsein derart tiefgreifend auf, daß „hohe psychische Spaltungskompetenzen“ erforderlich seien, „um nicht verrückt zu werden“, „eine ‚multiphrene‘ Situation als Normalphänomen“ (Keupp 1995/96, S. 11). Denn der Begriff Spaltung kennzeichnet eine im höchsten Grade schädliche Beeinträchtigung der Bewußtseinsstruktur, die gerade im Verlust einer rationalen Handlungskompetenz besteht.

weiß.¹³ In solchen „politisch alarmierten Massen“ wäre die in der Teilnahme an der Masse unumgängliche Regression, wie Mitscherlich (1977, S. 520) ausführt, „nicht eine reflexionslose“, z.B. „in der Anbetung eines Führers“ sich erschöpfende. „Man gibt sich der Begeisterung zwar hin, bleibt aber fähig zur selbständigen Einschätzung der Lage und Ziele.“ Das kritische Bewußtsein zeigt sich „der Herausforderung zur Regression durch die Zustände gewachsen“ (ders. 1963, S. 324). Es ist eingebettet in einen Gruppenkontext, der sich durch „einen hohen Grad kritikfähiger Mitglieder“ hervorhebt und sich „an Stelle der älteren, pyramidal hierarischen“ eine Struktur schafft, „in der auch die horizontale Annäherung in sachlichen wie affektiven Beziehungen stark entwickelt ist“ (a.a.O., S. 247). Diese vaterlose demokratische Ordnung wäre mithin eine Brüdergesellschaft, als solche jedoch nicht ganz nach den heute bestehenden Erfordernissen hin bestimmt. Denn genauerhin ist es erst der Zustand einer „Geschwisterordnung“ (a.a.O., S. 356,359), „der tatsächliche Vollzug der Gleichberechtigung von Mann und Frau - also eine kollektive Rollenprägung von gleichem Gewicht, nicht von spiegelbildlicher Gleichheit -“ ,der „der paternitären Herrschaftsform den Todesstoß“ versetzt. (a.a.O., S. 276)

Wenn Mitscherlich zugleich die fortschrittliche Vergesellschaftungsform von Vaterlosigkeit in einer Art demokratisch-egalitärer Union sieht und ihr den Charakter einer sittlichen symbolischen Ordnung verleiht, so findet sich darin der wichtige Hinweis für eine schon erwähnte Verbindung zur von Habermas vertretenen Fortentwicklung kritischer Gesellschaftstheorie in einer Theorie kommunikativen Handelns. Der Unionsgedanke liegt auf der Linie des Konzepts einer idealen Kommunikationsgemeinschaft, einer allein der Kraft des besseren Arguments und des Strebens nach Konsens verpflichteten kommunikativen Vernunft. Insofern er aber auch dessen Verkürzungen voreilig zustimmt, indem er der Stimme außersprachlicher Sinnlichkeit in seinem Modell keinen Platz mehr zubilligt (a.a.O., S. 360), bedarf diese Auffassung einer bedeutsamen Korrektur.

Gerade aus psychoanalytischer Perspektive wäre der Unionsgedanke hinsichtlich seiner Triebbasis¹⁴ zu bestimmen. Im Sinne der hier verfolgten Marcuse-Habermas-

¹³ Diese Überzeugung Mitscherlichs deckt sich mit der soziologischen Einschätzung von Habermas über Beck bis zu Giddens. (vgl. Busch 2001, Kap. I)

¹⁴ Unter dem Titel der „Affektbildung“ ist dem von Mitscherlich ja durchaus Rechnung getragen worden. (vgl. dazu Busch, a.a.O., Kapitel II)

schen Allianz müßte sich die demokratische Geschwisterordnung auf eine gleichermaßen libidinöse wie kommunikative Moral stützen, in der Vernunft Sinnlichkeit nicht ausschließt, sondern sich mit ihr versöhnt. Lebenspolitik erfordert ein Subjekt, welches sich seinem Körper, seinen Sinnen öffnet. Sicher ist für dieses Subjekt, will es den Erfordernissen von Demokratie gerecht werden, die Beherrschung der hohen Schule des argumentationsfähigen und konsensorientierten Kommunizierens unverzichtbar. Doch muß es zugleich über die Fähigkeit außersprachlich-sinnlichen Ausdrucks verfügen, sollen die von Sprache allein nicht zu bewältigenden Aufgaben einer immer auch affektgetränkten Triebsozialisation nicht vernachlässigt werden. Das Vorhaben einer postmodernen Neuordnung ist aussichtsreich erst dann, wenn es solches uneingeschränktes Eingedenken innerer Natur entschlossen als *Conditio sine qua non* von Lebenspolitik begreift. Mit dem Konzept der Lebenspolitik reflektiert Giddens die Nutzungsmöglichkeiten von Freiräumen, die die spätmoderne Gesellschaftsordnung ihren Mitgliedern zur Verfügung stellt. Lebenspolitik ist die Handlungsorientierung, die die von den Systemzugriffen nicht kontrollierbaren Eigensinnigkeiten individueller Subjektivität und intersubjektiver Lebenswelt (vgl. Habermas, 1981, S. 575) sinnvoll aufgreift. Über die Praxis von Lebenspolitik ergreifen die Subjekte die Chance, Unbehagen in der Kultur nicht länger stumpf zu ertragen, sondern seine Last zu mildern. Lebenspolitik bekämpft Verzweiflung und Depressivität durch solidarische Aktion (vgl. Lifton 1987, S. 318), indem sie selbstbewußt und in der Mentalität eines Gattungsselbst sich anschickt, Fortschritte im Eingedenken innerer und äußerer Natur zu erzielen, der Einlösung des zivilisatorischen Glücksversprechens (vgl. Schmid Noerr 1988, S. 93) entgegen allen verhängnisvollen Entwicklungen der Moderne ein Stück weit näherzukommen.

(3) Ein lebenspolitisch aktives, mit einer libidinösen postkonventionellen Moral ausgestattetes Subjekt ist nur denkbar auf einer stabilen sozialisatorischen Grundlage. Hierzu will ich nicht mehr als ein paar Bemerkungen machen. Die Ausbildung der beschriebenen Subjektivität hat das Durchlaufen einer primären (familialen) Sozialisation zur Voraussetzung, in der das Kind ausreichend Interaktionen von hoher emotionaler Intensität mit Mutter wie Vater erlebt, die aber auch die Fähigkeit, Ambivalenzen auszuhalten (d.h. auf nicht miteinander kompatiblen Bedürfnissen beruhende Konflikte zwischen Kind und Erwachsenem und unter Erwachsenen müssen ausgetragen und als austragbar dargestellt werden)

vermitteln. (vgl. hierzu und zum folgenden Busch 1989 sowie auch ders. 1995) Ist diese Voraussetzung erfüllt, erhält das Kind eine erste Grundlage für reichhaltiges und konstruktives Erleben und Gestalten in seiner künftigen Beziehung zur sozialen und dinglichen Welt. Seine Beziehung zur fremden Welt ist gegründet auf die Verwurzelung in dem Erlebnis eines (wie Erikson für eine sehr frühe Phase der Bildung von Ich-Identität formuliert) „Urvertrauens“, einer inneren Heimat, an der es fortan stets Halt finden und aus der es zukünftig immer schöpfen kann. In der Perspektive auf Subjektivität kommt es auf dieser Entwicklungsstufe neben dem interaktiven Erwerb möglichst unverzerrter sinnlich- unmittelbarer Erlebnismuster auf ein weitgehend ausgesöhntes Verhältnis dieser vorsprachlichen Struktur mit den sprachlich-normativen Regelsystemen der Gesellschaft an.

Ein besonderes Augenmerk dieser Betrachtung muß der geschlechtsspezifischen Sozialisation gelten, denn die spätmoderne Tendenz zur „reinen Beziehung“ war die tragende Grundlage des Konzepts der Lebenspolitik; ebenso hat Mitscherlich in der Ausprägung einer historisch heute möglichen wahrhaften (nicht in Neid und Rivalität sich verzehrenden) Geschwistergesellschaft die Chance erblickt, sowohl in der Familie wie im sozialen Großraum die Vaterlosigkeit (gemeint als Wegfall bloßer historisch überlieferter, formaler Autorität) in der Neugestaltung einer Ordnung positiv zu wenden. Hier läßt sich Benjamins Modell reziproker Anerkennung der Geschlechter (vgl. Busch 2001, Kap. III. 5) fruchtbar aufgreifen und trefflich in Konzepte von sozialer Anerkennung und Solidarität (Honneth) einfügen. Benjamin skizziert einen Sozialisationsstil, der auf der Ebene der Eltern einer idealtypischen „reinen Beziehung“ entspricht. Der Vater ist weitestgehend in den Erziehungsalltag eingebunden, die Vaterrolle ist intendierter und gewünschter, relevanter Teil seines Lebensentwurfs. Die Mutter ist jenseits der Mutterrolle, wie der Vater, eigenständig interessiert und tätiges Subjekt. Das heranwachsende Kind erlebt mithin schon früh am Vorbild seiner Eltern weniger geschlechtlich differenzierte als vielmehr größtenteils gegenseitig durchlässige Entwürfe von Mann- und Frau-Sein. Die Reziprozität ihrer Lebensmuster, die Anerkennungspraxis zwischen Vater und Mutter, schaffen einen Raum, in dem das Kind an beiden Elternteilen Identifikationen bilden, von beiden lernen und einen nachtraditionellen, reichen Entwurf eigener geschlechtlicher Identität ausprägen kann. Auf dem Weg dahin ist die Adoleszenz eine entscheidende Station. Deshalb will ich auf sie etwas ausführlicher zu sprechen kommen. Adoleszenz ist in der Moderne zunehmend weniger unter dem

Gesichtspunkt einer bloßen Durchgangsphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter zu sehen. Durch ihre Ausdehnung infolge verlängerter Ausbildungszeiten und die beschriebene Ungewißheit gesellschaftlicher Legitimationsangebote wird der Adoleszenzverlauf mehr und mehr konflikthaft und das Ergebnis einer gut integrierten Modalpersönlichkeit eher unwahrscheinlich. In der Adoleszenzkrise und der sie bewegenden Suche nach einem tragfähigen Entwurf von Ich-Identität bricht ja das Problem der Offenheit und Freiheit, Traditionsentbundenheit des Systems von Weltdeutungen in der Moderne, welche dem einzelnen die Chance gibt, aber auch die ganze Last auferlegt, sein Welt- und Selbstbild eigenständig zu formen, besonders prägnant hervor. Die soziologisch und sozial- bzw. politpsychologisch hervorragende Bedeutung der Adoleszenz besteht darin, daß sich an diese Sozialisationsphase die Frage knüpft, zu welchem Ausgang die notwendig mit ihr verbundene Motivations- und Sinnkrise biographisch für das die Gesellschaft künftig verantwortlich mittragende Individuum führt. Die zweite Chance, die die Adoleszenz entwicklungspsychologisch verschafft, die „doppelte Geburt“ (Habermas, 1973, S. 127), welche sie ermöglicht, sorgt in gleichem Maß für ihr schwer einschätzbare gesellschaftliches Konfliktpotential.

Wenn ich nun den Blick zurückwende auf die Konstitutionsbedingungen des Subjekts von Lebenspolitik, so ist klar, daß dazu ganz entscheidend die möglichst optimale Ausschöpfung dieses Konfliktpotentials der Adoleszenz gehört. Denn Lebenspolitik ist nur denkbar auf der Grundlage autonomer universalistischer und individualisierter persönlicher Handlungs- bzw. Deutungsmuster. Ihr Kennzeichen ist vor allem die Ausrichtung an eigenständig gestalteten moralischen Motiven, mit denen sie die vorgefundene gesellschaftliche Wirklichkeit kritisch konfrontiert und deren Strukturen einer Überprüfung auf ihre Haltbarkeit und Zukunftsfähigkeit hin unterzieht. Der von Döbert/Nunner-Winkler bevorzugte kompetenztheoretische Ansatz von Sozialisation bildet genau deshalb einen geeigneten Beitrag zur Konzeption des Bildungsvorgangs lebenspolitisch orientierter Subjektivität, weil er sich entwicklungspsychologisch schwerpunktmäßig auf die moralische Dimension stützt. Dabei greifen die Autoren bekanntlich auf Kohlbergs Modell moralischer Entwicklung zurück. (vgl.a.a.O., S. 39ff.) Um die Aufgabe der Adoleszenzphase: den „Aufbau einer flexiblen, prinzipiengeleiteten Ich-Identität“ zu bewältigen und über den Status bloßer „Rollenidentität“ hinauszugelangen, muß der Adoleszente, der Kohlbergschen Stufen-Logik zufolge, von einem konventionellen zu einem postkonventionellen

Stadium moralischen Bewußtseins voranschreiten. In der für die Moderne typischen verlängerten Adoleszenz kulminieren also lebensgeschichtlich die besonderen Bedingungen eines durchgesetzten Individualisierungsprozesses. Diese Adoleszenz bildet gewissermaßen ein Laboratorium, in dem sich der einzelne, die vorgefundenen Lebensentwürfe in Frage stellend und sich nach einem konsistenten eigenen biographischen Strukturmuster auf der Suche befindend, in eine heftige Identitätskrise gestürzt sieht. Sofern er sie meistert, hat er sich die Voraussetzung geschaffen für die Formierung einer 'stärker individualisierten, relativ rollenunabhängigen' Identität (a.a.O., S. 41), die sich aus den Bindungen an die partikularen kulturellen und elterlichen Vorbilder zu befreien und reflexiv „an den Prinzipien einer universalistisch-kommunikativen Moral“ zu orientieren vermag (a.a.O., S. 62). Dieser idealtypische Adoleszenzkriseverlauf ist nun, wie die Autoren am Beispiel der von Keniston untersuchten „Young Radicals“ demonstrieren, unmittelbar die Voraussetzung für eine durchgreifende und nachhaltige Politisierung der individuellen Biographie ganz im Sinne der von Giddens aufgewiesenen lebenspolitischen Ausrichtung.

Ich habe in der Absicht, eine lebenspolitisch fruchtbar werdende Verlaufsform der Adoleszenzkrise aufzuzeigen, durch die Übernahme des Kohlbergschen entwicklungslogischen Stufenmodells möglicherweise den Eindruck einer evolutionären Automatik entstehen lassen. Dies ist nun keineswegs der Fall; die skizzierte Verlaufsform ist nur eine unter mehreren Varianten, welche sich zur Bestimmung der Sozialisationsbedingungen des Subjekts von Lebenspolitik gut eignet. Deshalb wurde sie von mir herausgehoben. Überdies ist sie, wie Döbert/Nunner-Winkler unmißverständlich klar machen, untrennbar verknüpft mit der synchronen Entwicklung der Fähigkeit zu formal-operationalem Denken in der kognitiven Dimension. Und nicht zuletzt ist sie gebunden an einen bestimmten affektiv-kommunikativen Kontext des Familiensystems, wie am Beispiel der „Young Radicals“ zu sehen ist: diese „sind in personorientierten Familiensystemen aufgewachsen, in denen eine stabile affektive Solidarität des Ehesubsystems ein offenes und rationales Austragen von Konflikten ohne verfestigte Koalitionsbildungen (Symbiosen) erlaubte. Daher konnte sich ihr Persönlichkeitssystem bis zum Eintritt in die Adoleszenzphase optimal entwickeln (hohe Ich-Ressourcen). Da das Kind schon immer als Individuum behandelt wurde, wird die Adoleszenzphase von Eltern und Kind als Periode der Veränderung der Persönlichkeit und nicht einfach als

Statusveränderung begriffen. Dadurch wird eine intensive Krise des Persönlichkeitssystems ausgelöst, in der bislang internalisierte Normen und Wertorientierungen reflexiv eingeholt und transformiert werden können.“ (a.a.O., S. 62) Wir erkennen in dieser Beschreibung diejenigen Sozialisationsbedingungen wieder, welche für den lebensgeschichtlichen, tief verwurzelten libidinösen Nährboden sorgen, der erst die Möglichkeit postkonventioneller Moral chancenreich eröffnet. (Eine solche Moral hat, so zeigt sich damit, immer eine libidinös-kommunikative Moral zu sein.)

Zwar brechen sich heute solche Bedingungen politischer Sozialisation sicher nicht in allen Bevölkerungsschichten ungehindert Bahn; jedoch belegen die Erkenntnisse der Jugendforschung immerhin, daß - entgegen mancherlei Anschein einer unpolitischen Jugend - eine eindeutige Tendenz in diese Richtung auszumachen ist. Jugendliche zeigen ein besonders empfindsames, intensives Verhältnis zu den Wandlungen der spätmodernen Gesellschaft. Ihr politisches Interesse ist von hoher emotionaler Beteiligung begleitet, die politischen Probleme werden nicht nur unter reinen Interessenserwägungen wahrgenommen, sondern gerade auch seelisch registriert. Hurrelmann (1996, S. 11) hält sie daher auch für die „politisch sensibelste, wenn auch in ihren Empfindungen fragilste Bevölkerungsgruppe“. Ihr Verständnis von Demokratie findet sich nicht in einer Staatsform wieder, in der sich die Bürger bis auf den vierjährigen Austausch ihrer politischen Eliten von der Gestaltung ihres Gemeinwesens weitgehend zurückziehen. Gerade die Bedürfnisse der Jugendlichen richten sich unübersehbar auf das Modell von Lebenspolitik, von „Demokratie als Lebensform“ (a.a.O.), das den Anforderungen der „postnationalen Konstellation“ am besten entspricht.

Literatur

- Anders, Günther (1961): Die Antiquiertheit des Menschen, 1. Bd.: Über die Seele im Zeitalter der 2. Industriellen Revolution (München 1983, C.H. Beck, 6. Auflage)
- Beck, Ulrich (1998): Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich? – Eine Einleitung (in: ders. Hg. Politik der Globalisierung, Frankfurt am Main, Suhrkamp, S. 7-66)
- ders. (1999): Weltbürger aller Länder vereinigt euch! Thesen für ein kosmopolitisches Manifest (in: Kuschel, K. J., u. a., Hg., Ein Ethos für eine Welt? Globalisierung als ethische Herausforderung, Frankfurt am Main, Campus, S. 224-231)
- Benjamin, Jessica (1990): Die Fesseln der Liebe (Frankfurt-Basel, Stroemfeld/Roter Stern)
- Breuer, Stefan (1992): Die Gesellschaft des Verschwindens. Von der Selbstzerstörung der technischen Zivilisation (Hamburg, Junius)
- Busch, Hans-Joachim (1985): Interaktion und innere Natur. Sozialisierungstheoretische Reflexionen (Frankfurt/Main, Campus)
- ders. (1989, 1994²): Kindheit am Ende oder Kindheit ohne Ende? Psychoanalytisch-sozialpsychologische Aspekte veränderter Sozialisierungsbedingungen von Kindern (In: Geulen, Dieter, Hg., Kindheit. Neue Realitäten und Aspekte, Weinheim, Dt. Studien Verlag, S. 25-48)
- ders. (1995): Heimat als ein Resultat von Sozialisation - Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung (In: Wilfried Belschner u.a., Hg., Wem gehört die Heimat? Opladen, Leske und Budrich, S. 81-86)
- ders. (2001): Subjektivität in der spätmodernen Gesellschaft. Konzeptuelle Schwierigkeiten und Möglichkeiten psychoanalytisch-sozialpsychologischer Zeitdiagnose (Weilerswist, Velbrück Wissenschaft)
- Döbert, Rainer/Gertrud Nunner-Winkler (1975): Adoleszenzkrise und Identitätsbildung (Frankfurt/Main, Suhrkamp)
- Erikson, Erik H. (1957): Kindheit und Gesellschaft (Zürich/Stuttgart, Pan)
- Etzioni, Amitai (1968): Die aktive Gesellschaft (Opladen, Westdeutscher Verlag 1975)

- Freud, Sigmund (1915): Zeitgemäßes über Krieg und Tod (In: ders., Studienausgabe, Bd. IX, Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion, Frankfurt/Main, Fischer 1974, S. 33-60)
- ders. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse (a.a.O., Bd. IX, S. 61-134)
- ders., (1930): Das Unbehagen in der Kultur (a.a.O., Bd. IX, S. 191-270)
- ders. (1933): Warum Krieg? (a.a.O., S. 271-286)
- Fuentes, Carlos (1992): Das europäische Gesicht kann Spuren des Zweifels nicht verdecken. Eine Analyse der neuen Weltordnung zwischen ökonomischer Globalisierung und politischer Balkanisierung (in: Frankfurter Rundschau vom 25.6., S. 18)
- Giddens, Anthony (1990): Konsequenzen der Moderne (Frankfurt/Main, Suhrkamp 1995)
- ders. (1991): Modernity and Self-identity. Self and society in the Late Modern Age (Stanford, Stanford University Press)
- ders. (1992): Kritische Theorie der Spätmoderne (Wien, Passagen-Verlag)
- Glauber, Ulrich (1999): Enttäuschung der Neulinge (Frankfurter Rundschau vom 17.5.)
- Habermas, Jürgen (1973): Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus (Frankfurt/Main, Suhrkamp)
- ders. (1974): Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? (in: ders., Dieter Henrich, Zwei Reden, Frankfurt am Main Suhrkamp, S. 23-84)
- ders. (1976): Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus (Frankfurt am Main Suhrkamp)
- ders. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns (Frankfurt/Main, Suhrkamp, 2. Bde.)
- ders. (1987): Eine Art Schadensabwicklung (Frankfurt am Main, Suhrkamp)
- ders. (1998): Die postnationale Konstellation (Frankfurt am Main Suhrkamp)
- Heim, Robert (1993): Die Rationalität der Psychoanalyse (Frankfurt/Main-Basel, Stroemfeld/Nexus)

- Hitzler, Ronald (1996): Die Bastel-Existenz (In: Psychologie heute, 23. Jg., Heft 7, Juli 1996, S. 30-35)
- Höffe, Ottfried (1999): Demokratie im Zeitalter der Globalisierung (München, Beck)
- Honneth, Axel (1992): Kampf um Anerkennung (Frankfurt/Main, Suhrkamp)
- Horn, Klaus (1972²): Politische Psychologie (In: ders., Politische Psychologie, Schriften zur kritischen Theorie des Subjekts, Bd. I, hg. von Hans-Joachim Busch, Frankfurt a.M., Nexus, 1989, Wiederauflage Gießen, Psychosozial, 1998, S. 19-55)
- ders. (1981): Gewalt in der Gesellschaft. Wie wir organisiert miteinander umgehen und wie wir Veränderungen in Gang setzen können (in: ders., Sozialisation und strukturelle Gewalt. Schriften... Bd. III, hg. von Hans-Joachim Busch, Gießen, Psychosozial, 1996, S. 135-196)
- Hurrelmann, Klaus (1996): Gewandeltes Politikverständnis fordert Politik und Politikunterricht. Jugendliche sind nicht unpolitisch. (In: Dialog, Juni 96, S. 10-11)
- Keupp, Heiner (1989): Auf der Suche nach der verlorenen Identität (In: Verunsicherungen - Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel, hg. von H. Keupp und Helga Bilden, Göttingen-Toronto-Zürich, Verlag für Psychologie Dr. C. J. Hogrefe, S. 47-69)
- ders. (1995/96): Subjektentwürfe heute: Wie kommen wir ohne das „Baugerüst der Moderne“ zurecht? (In: Journal für Psychologie, Doppelheft 4/1995, 1/1996, S. 5-16)
- Lifton, Robert J. (1987): Das Ende der Welt (dt. Stuttgart, Klett-Cotta 1994)
- ders. (1995): Zeugnis ablegen (Hamburg, Hamburger Edition, Angesichts unseres Jahrhunderts Bd. 3)
- ders. /Eric Markusen (1990): Die Psychologie des Völkermordes. Atomkrieg und Holocaust (Stuttgart, Klett-Cotta 1992)
- Lyotard, J. F. (1989): Eine subtilere Form des Widerstands... (Interview im Sonderheft des Magazins „Tüte“ mit dem Thema „Zur Aktualität von Herbert Marcuse. Politik und Ästhetik am Ende der Industriegesellschaft“, Tübingen, S. 26-29)

- Marcuse, Herbert (1955): Triebstruktur und Gesellschaft (Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1970)
- ders. (1969): Versuch über die Befreiung (Frankfurt/Main, Suhrkamp)
- ders. (1979): Kinder des Prometheus. 25 Thesen zur Technik und Gesellschaft (In: „Tüte“ Sonderheft, s. Lyotard..., S. 23-25)
- Mitscherlich, Alexander (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft (In: ders., Gesammelte Schriften, Bd. III, Sozialpsychologie 1, Frankfurt a.M., Suhrkamp 1983, S. 7-369)
- ders. (1977): Massenpsychologie und Ich-Analyse - Ein Lebensalter später (In: Psyche, 31.Jg., Heft 6, Juli, S. 516-539)
- Richter, Horst-Eberhard (1992): Umgang mit Angst (Hamburg, Hoffmann & Campe)
- ders. (1993): Wer nicht leiden will, muß hassen. Zur Epidemie der Gewalt (Hamburg, Hoffmann & Campe)
- Rorty, Richard (2000): Sieben Dollar sind zu wenig. Weshalb die Linke sich nicht globalisieren kann: Der Philosoph Richard Rorty im Gespräch über die Widersprüche einer internationalen Gewerkschaftsbewegung und patriotische Loyalität (in: Frankfurter Rundschau vom 1.8.)
- Schmid, Thomas (1993): Ein Vaterland der Bürger (in: Die Zeit, März)
- Schmid-Noerr, Gunzelin (1988): Das Eingedenken der Natur im Subjekt: Jenseits der Aufklärung? Zu Horkheimers und Adornos 'Dialektik der Aufklärung' (In: ders., Hg., Metamorphosen der Aufklärung. Vernunftkritik heute, Tübingen, edition diskord, S. 68-98)
- Schüle, Johann August (1988): Veränderungen der Konstitutions- und Reproduktionsbedingungen von Subjektivität (In: Politische Psychologie heute, Leviathan, Sonderheft 9, hg. von Helmut König, Opladen, Westdeutscher Verlag, S. 387-410)
- Simmel, Ernst (1946): Antisemitismus und Massen-Psychopathologie (In: Psyche, 32. Jg., 1978, S. 492-527)
- Sternberger, Dolf (1982): Verfassungspatriotismus (in: ders., Schriften Band X, Frankfurt am Main, Insel, S. 17-31)

Welsch, Wolfgang (1991): Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts (In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 39. Jg., Heft 4, S. 347-365)